

KINDER SELBSTBEWUSST MACHEN

An Berliner Schulen gibt es zunehmend den Versuch, Konflikte zwischen den Schülern durch besonders trainierte Mitschüler lösen zu lassen. *tv diskurs* sprach mit Christiane Strack (Annedore-Leber-Grundschule, Tempelhof) und Sylvia-Sabine Streso (Paul-und-Charlotte-Kniese-Schule, Lichtenberg) über ihre Erfahrungen mit dem Einsatz von Streitschlichtern.

Welche Formen von Konfliktlösungsmodellen gibt es an Ihren Schulen?

Sylvia-Sabine Streso: Wir arbeiten nach dem Mediationskonzept in so genannten Konfliktlotsengruppen. Mediation heißt nichts anderes als Vermittlung in einem Konflikt. Es soll durch ganz bestimmte, erlernbare Gesprächstechniken geschafft werden, dass ein Mediator bzw. Streitschlichter – es gibt ganz verschiedene Namen dafür – allparteilich, also zu beiden Seiten hin, ein Gespräch führt. Dabei wird versucht, die Probleme, die zwei Streitende miteinander haben, und die zugehörigen Hintergründe herauszubekommen und die beiden dazu zu bringen, dass sie eine Lösung für ihr Problem finden.

Darüber hinaus gibt es an Ihren Schulen das so genannte Buddy-Projekt...

Christiane Strack: Das Buddy-Projekt ist im Grunde eine Möglichkeit niederschwelliger Konfliktlotsenarbeit. Kinder helfen anderen Kindern bei ganz unterschiedlichen Dingen. Zum Beispiel auf dem Hof, wenn Kinder immer wieder Streit haben. Dann bekommen sie zwei Buddys – manche nennen sie auch Bodyguards –, und diese Buddys spielen mit den Kindern oder sind einfach in ihrer Nähe. Auf jeden Fall sollen sie helfen, damit keine Streitigkeiten mehr anfangen. Wir sind ja eine Schule mit Behinderten und hatten gerade den Fall eines



Christiane Strack



Sylvia-Sabine Streso

mongoloiden Mädchens, dass in einen Jungen aus der zweiten Klasse verliebt war und ständig zu ihm hinrannte. Er fühlte sich deswegen schon verfolgt und erzählte das zu Hause. Die Mutter kam in die Schule und bekam einen Nervenzusammenbruch, weil wir ihr Kind nicht schützen, das war richtig dramatisch. Wir haben dann Buddys eingesetzt, dadurch gibt es nun eine Art Puffer zwischen den beiden.

Wie ist die Arbeit der Konfliktlotsen an den Schulen organisiert?

Streso: Einmal pro Woche treffen wir uns anderthalb Stunden. Wir, das sind sechzehn Schüler zwischen zwölf und siebzehn Jahren, die diesen Konfliktlotsenkurs bei mir belegen, sowie eine Erzieherkollegin und ich.

An jedem Tag sollen sich zwei Schüler richtig verantwortlich fühlen für Konflikte, die in der Schule entstehen. Sie sollen gerade in der großen Pause gezielt hingucken, was an Konflikten ansteht, eventuell Gespräche anbahnen, sich wirklich gezielt einmischen, auf die Schüler zugehen oder sich eventuell bei anderen Hilfe holen, aber nicht bei uns Lehrern. Das ist ein großes Anliegen der Konfliktlotsengruppe, dass sie ihre Konflikte ohne die Lehrer lösen. Es gibt Schüler, die kein Vertrauen zu den Konfliktlotsen haben, solange wir Lehrer uns noch zu viel einmischen.

Sind Sie grundsätzlich bereit, jeden Schüler, der Interesse hat, aufzunehmen – also auch solche, die eher „Kunden“ eines Konfliktlotsen wären, statt selbst einen Streit zu schlichten?

Strack: Natürlich haben wir auch schwierige Kinder bei den Konfliktlotsen. Die bekommen durch diese Konfliktlotsenarbeit ein erhöhtes Selbstwertgefühl, weil sie sich in einer bestimmten Funktion erfahren. So haben sie es nicht mehr nötig, Schwächere als „Tankstelle“ für ihr Selbstbewusstsein zu benutzen. Gerade für Jugendliche in der Pubertät ist das eine gute Sache – insbesondere dann, wenn sie keine Ansprechpartner in der Familie haben. Ich kenne den Fall eines straffällig gewordenen Jungen, der verordnet bekommen hat, Buddy zu werden, sozusagen als letzte Chance. Er hat gesagt, dass ihm das Buddy-Projekt geholfen hat, eine sinnvolle Lebensperspektive zu bekommen.

Streso: Die meisten, die auch „Kunden“ sein könnten, sind gleichzeitig auch sehr gute Konfliktlotsen, denn sie haben ja wirklich Ahnung von Konflikten. Die „Schäfchen“, die teilnehmen, weil sie den Lehrern gefallen wollen, gibt es auch, das sind eigentlich gar nicht die „richtigen“ Konfliktlotsen. Aber ich suche mir die Leute natürlich auch ein bisschen aus. Wenn ich merke, dass jemand absolut nicht geeignet ist, versuche ich es demjenigen auf ganz sachte Art und Weise klar zu machen. Das sind meistens Schüler, die zu lieb sind, die sich nicht durchsetzen können.

Festzuhalten ist, dass Streit wichtig ist, um Konflikte austragen zu können, die Frage ist nur: wie.

Streso: So ist es. Auf keinen Fall sollen Schüler Konflikte als etwas Schlechtes empfinden. Man muss ihnen klar machen, dass ein Konflikt an sich etwas Wichtiges ist in der Kommunikation. Aber genauso wichtig ist dabei, dass der Konflikt nicht endgültig gegeneinander geht, sondern dass man ihn miteinander austragen soll.

Können Sie uns Ausbildungsphasen und Übungsbeispiele nennen?

Streso: Unser Anliegen ist vor allem, den Jugendlichen bestimmte Gesprächstechniken beizubringen. Wir lehren sie unter anderem das aktive Zuhören: Eine Schülerin erzählte mir beispielsweise etwas, ich kramte derweil in meiner Tasche und rief jemandem etwas zu. Danach sollte sie ihre Gefühle schildern, die sie dabei empfunden hatte. Anschließend ließ ich das die Schüler zu zweit spielen, also auch zuerst dieses Negativbeispiel, damit alle diese Empfindungen nachvollziehen konnten. Der nächste Schritt ist das Spiegeln. Am Anfang übt man das wortwörtliche Wiederholen, weil das den Schülern unheimlich schwer fällt. Dann sollen sie versuchen, die Argumente mit eigenen Worten zu wiederholen oder Gefühle widerzuspiegeln, die der andere nicht ausgesprochen hat, die man aber im Gesicht sieht. Dieses Spiegeln ist wirklich mit die wichtigste Technik bei der Mediationsgesprächsführung. Außerdem arbeiten wir mit ihnen nach dem Eisbergmodell. Es bedeutet, dass man Menschen klar macht, dass bei vielen Problemen, die man miteinander hat, nur ein ganz kleiner Teil wie bei

einem Eisberg zu sehen ist. Der größte Teil ist verborgen, den sagen sich die Menschen gegenseitig nicht; gerade Gefühle, Missverständnisse, soziale Beziehungen und Werte bleiben unter der Oberfläche. Der Mediator muss versuchen, diese Dinge bei den Streitenden ans Tageslicht zu holen, um damit ein Aha-Erlebnis hervorzurufen. Der Mediator schafft also gegenseitiges Verständnis. Im Prinzip gibt es drei wichtige Regeln: das gegenseitige Ausredenlassen, keine Beleidigungen, jeder redet nur von sich selbst und ist dabei ganz ehrlich.

Dann geht es weiter mit dem Erkennen des Problems, wobei jeder aus seiner Sicht erzählt, was passiert ist. Da gibt es ganz bestimmte Fragetechniken, zum Beispiel versucht man immer, Warum-Fragen zu umschreiben, weil ein „Warum“ dem Gegenüber schon irgendwie das Gefühl gibt, er sei der Schuldige und müsse sich verteidigen. Schließlich kommt es zu einer so genannten Problemdefinition, der Mediator muss also genau erkennen, was das Problem beider Seiten ist. Bei der anschließenden Erhellung wird versucht, den verborgenen Teil des Eisbergs etwas anzuheben. Herauskommen soll eine Problemlösung, zum Beispiel in Form einer Vereinbarung.

Strack: Wichtig ist immer die folgende Frage an die Kontrahenten: „Was kannst du tun, dass sich die Situation ändert?“ Man muss also das Opfer genauso in die Verantwortung nehmen, denn das Opfer hat auch immer seinen Anteil an dem Ganzen. Wir geben den Kindern bei der Ausbildung genaue Sprachmuster vor. In diesem Zusammenhang haben wir das Eisbergmodell am Körper entlang verankert und bestimmte Fragen entwickelt. Oberhalb des Eisbergs ist das Gesicht: Was sehen wir, was hören wir? Weiter unten am Eisberg finden sich die Ziele, das sind die Hände: Was wolltest du erreichen? Dann kommt der Bauch: Wie hast du dich dabei gefühlt? Dann das Herz: Wie steht ihr zueinander? Die nächste Frage ist das rechte Bein: Was wünschst du dir von ihm? Weil man ja zwei Beine zum Stehen braucht, ist das linke Bein die Frage: Was willst du selbst dafür tun? Man kann sich also etwas wünschen, muss aber auch selbst etwas dafür tun.

Gibt es Schüler bei Ihnen an der Schule, die mit den Konfliktlotsen oder Buddys nichts zu tun haben wollen, wenn diese in einen Streit eingreifen möchten?

Strack: Ja, natürlich gibt es solche Schüler. Wir sagen den Lotsen oder Buddys in solchen Fällen immer, dass sie uns oder einen Lehrer, der gerade auf dem Schulhof ist, holen sollen. Wenn die beiden Kontrahenten sich aufgeputscht haben, trennt man sie erst einmal und lässt ein wenig Zeit vergehen, damit sie sich wieder beruhigen können. Diese Schüler sagen oft spontan: „Nein, ich will keine Mediation, was soll das denn?“ Gerade bei Jungen war der stete Spruch eine Zeit lang: „Quatsch, wir können unseren Streit alleine lösen.“ Jungen lassen sich weniger leicht helfen als Mädchen. Aber dadurch, dass das Programm jetzt schon so lange an der Schule verankert ist und die Kinder auch wissen, dass die Eltern das sehr gut finden, ist die Akzeptanz schon gewachsen.

Wie kommt man an die Schüler heran, wenn tatsächlich eine Situation auf dem Schulhof eskaliert?

Streso: Da gibt es so genannte Deeskalationsmaßnahmen: Die Konfliktlotsen sollen immer zu zweit an die Leute herangehen. Der eine nimmt einen weg und redet beruhigend auf ihn ein, ordnet Kleider, lenkt ihn ab, indem er ihn irgendetwas fragt. Der zweite nimmt den anderen weg, beseitigt den Blickkontakt zwischen den Kontrahenten und redet auf ihn ein, aber ohne auf den Konflikt einzugehen. Wenn sich beide dann einigermaßen beruhigt haben, wird ein Konfliktgespräch angeboten. Zwölfjährige können natürlich nicht mit Sechzehnjährigen ein Konfliktgespräch führen, selbst ältere Mädchen haben mit „Chaotenjungs“ ihre Schwierigkeiten. Deswegen fangen wir schon mit den zweiten und dritten Klassen an. Wir haben bei unseren allgemeinen Konfliktlotsentreffen gemerkt, dass gerade in den Haupt-, Real- oder Gesamtschulen ohne gymnasiale Oberstufe das Vorgehen sehr, sehr schwierig ist. Die Gymnasiasten sind einfach selbständiger, man muss ihnen nicht die Grundlagen der Kommunikation erklären, damit sie sich trauen, etwas zu sagen.

Strack: Je älter die Schüler sind, desto schwieriger ist es, dieses Modell zu verankern, weil sie es einfach nicht so leicht annehmen. Die Gymnasien zum Beispiel haben immer große Schwierigkeiten damit, an die Konflikte heranzukommen, denn die Hauptaggressionsart an Gymnasien ist das Mobbing – und Mobbing

findet ja immer unter der Oberfläche, irgendwo im Verborgenen statt. In diesem Zusammenhang hatte eine Kollegin ein Modell entwickelt, wonach die Konfliktlotsen an bestimmten Studientagen in die Klassen gehen und dann vor Ort mit den betroffenen Schülern arbeiten.

In welchem Maße erleben Sie körperliche Gewalt an Ihren Schulen?

Streso: Eigentlich gibt es die erstaunlich wenig an unserer Schule. Natürlich passiert das beim Sport häufiger nach einem Spiel. Der eine hat gewonnen, der andere verloren, der Sieger provoziert noch einmal ordentlich – und dann geht es los. Das bringen wir aber schnell auseinander.

Strack: Auf dem Spielplatz ergeben sich ständig Konflikte. Der eine rutscht, der andere schubst, dann fallen beide herunter. Beim Fußball gibt es auch häufiger Konflikte, weil die Kinder ganz unterschiedliche Regelauslegungen haben. Verbale Gewalt, die dann nicht selten eskaliert, kommt ebenfalls relativ oft vor.

Beobachten Sie, dass es in den letzten Jahren zu einer Zunahme oder einem anderen Maß an Gewalttaten in der Schule gekommen ist?

Strack: Heute ist man viel sensibler, was Gewalt in der Schule betrifft. Früher ist man einfach nicht so darauf eingegangen. Damals hatten die Lehrer in den Augen der Eltern immer Recht, die Konflikte der Schüler wurden eher untereinander ausgemacht. Auch in meiner Kindheit gab es eine Menge an gewalthaltigen Vorfällen, aber es hat sich keiner von den Erwachsenen darüber Gedanken gemacht. Dadurch, dass Eltern vermehrt an die Schule die Anforderung stellen, sich darum zu kümmern, kommt das Thema heutzutage zunehmend in den Blick.

Streso: Ich persönlich habe den Eindruck, dass dieses ständige Angsthaben vor Gewalt – bei dem geringsten Behaken und kleinen Kämpfen geht man ja schon dazwischen – gerade für Jungen nicht gut ist. Die brauchen das Kräfte-messen, der Überlegene oder der Unterlegene zu sein. Das können sie nur lernen, wenn sie auch miteinander kämpfen. Ich denke nicht, dass die Gewalt zugenommen hat, glaube

aber, dass sich das Wettkampferhalten, wenn es zu sehr unterdrückt wird, irgendwo anders entlädt.

Welchen Einfluss hat Ihrer Meinung nach das Fernsehen auf das Verhalten von Kindern und Jugendlichen?

Strack: Über Lieblingsfernsehsendungen wird viel gesprochen. Wir stellen auch immer montags fest – besonders in der regnerischen Zeit, wenn sich die Kinder draußen nicht austoben können –, dass sie am Wochenende viel ferngesehen haben. Da herrscht schon eine kribbelige, aufgeladene Atmosphäre, wo es auch viel schneller zur Sache geht. Ich denke aber, das ist eine Mischung aus der individuellen Disposition – also: Wie schnell gehe ich „hoch“, wie sieht es in der Familie aus, gibt es da Frusterlebnisse – und ihrem Fernsehkonsum. Natürlich geht es dabei auch um Vorbilder, die sie im Fernsehen gesehen haben.

Viele Kinder, auch kleinere, haben schon einen eigenen Fernseher im Zimmer. Die Eltern sagen zwar, sie würden das genau kontrollieren, aber tatsächlich wissen sie zum Teil überhaupt nicht, was die Kinder sehen.

Sie haben also in Ihrer Mediatorentätigkeit auch wenig damit zu tun, dass jemand versucht, anhand der Medien eine Rolle zu imitieren?

Streso: Nein, wir hatten mit so etwas noch gar nichts zu tun. Wir sind an sich eine relativ gewaltlose Schule. Insbesondere die Methoden des Mobbing sind aber hinterhältiger und die Hemmschwelle ist niedriger geworden. Ich fürchte, das liegt daran, dass es zu viele Verlierer in dieser Gesellschaft gibt. Oft sind das schon die Kinder, die selbst die Looser sind, zu Hause überhaupt nicht zu Wort kommen, sich woanders Gehör verschaffen wollen – und irgendwo lassen sie ihren Ärger dann raus. Ich glaube, ein Mensch mit genügend Selbstbewusstsein, der im Leben glücklich ist und denkt, dass er etwas schafft oder erreicht hat, ärgert andere nicht. Man muss die Kinder einfach selbstbewusst machen.

Das Interview führten Leopold Grün und Christian Kitter.